

Siegfried Akkermann

MOSKAUER NOTIZEN

Über ein Welt-Imperium
am Vorabend seines
Unterganges

OLMS



Lebensberichte – Zeitgeschichte



Georg Olms Verlag
Hildesheim · Zürich · New York
2015

Siegfried Akkermann

Moskauer Notizen

Über ein Welt-Imperium am Vorabend
seines Unterganges



Georg Olms Verlag
Hildesheim · Zürich · New York
2015

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen
des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung
des Verlags unzulässig.

Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen,
Übersetzungen, Mikroverfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung
in elektronischen Systemen.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Georg Olms Verlag AG, Hildesheim 2015

www.olms.de

E-Book

Umschlaggestaltung: Anna Braungart, Tübingen

ISBN 978-3-487-42157-5

Inhalt

Erstes Kapitel

KURSANTENLEBEN

Im Moskau der Jahre 1979/80

Eine überraschende Offerte	13
Angekommen in Moskau	20

Zweites Kapitel

PHILOSOPHISCHES

Sowjetische Weltansichten

Didaktische Bemühungen und ideologische Zielstellung des Moskauer Akademiebetriebes	55
Dialektik, Philosophischer Idealismus, Marxistischer Materialismus sowie Religionen und Kirchen im Sowjetreich	59
Ideologie und Wissenschaft	77

Drittes Kapitel

HISTORISCHES

Werden und Vergehen der UdSSR

Die russische Oktoberrevolution des Jahres 1917 – Meisterhaft orchestriert und dann abgeglitten in das Chaos des Bürgerkrieges	89
Innersowjetische Nationalitätenpolitik und Außenpolitik des jungen Sowjetstaates	120

INHALT

Wladimir von Uljanow, genannt „Lenin“	144
Über die Neue Ökonomische Politik (NEP) der UdSSR, Stalins Industrialisierungspläne und die brutale „Bereinigung des Kulaken-Problems“	153
Die sowjetische Armee-Krise in den 30er Jahren	174
Spätsommer 1939 – Deutsch-sowjetischer Nicht- angriffspakt und Beginn des Zweiten Weltkrieges	185
Deutscher Rassenwahn und sowjetische Wiedergeburt	190
Nachkriegszeit	201

Viertes Kapitel

AKTUELLES (1979/80)

Zur Grundstruktur des innersowjetischen Machtblockes

1. Januar 1980 – Der versprochene Beginn des Kommunismus „findet nicht statt“	217
Auch der Sowjetstaat hatte eine formale Dreiteilung der Macht – Legislative, Exekutive und Justiz	223
Grundsätzliches zur Sowjetökonomie in den Jahren 1979/80	232
Das desaströse Wettrüsten zwischen Ost und West	236
Sowjetische Planwirtschaft – Ein System beginnt sich selbst zu strangulieren	241
Kurze Skizzierung der Problembereiche einiger zentraler Segmente der Sowjetökonomie – Energie, zivile metallverarbeitende Industrie, Eisenbahn	249
Das ausufernde „Wodka-Problem“	258

Sowjet-Gewerkschaften – Innerbetriebliche Machtstrukturen und die Probleme der Leistungsstimulierung	260
Auch der Wettlauf mit der Forschung und Wissenschaft des „Westens“ konnte nicht gewonnen werden	270
Charakteristika des ständigen Kompetenzgerangels zwischen lokaler Administration und den „Generalen“ der zentral unterstellten sowjetischen Industrie-Giganten	277
Über das chronische Siechtum der sowjetischen Landwirtschaft	282
Demographische Tendenzen und gesellschaftspolitische Konfliktlinien	302
Finales Aufbäumen – Der ideologische „Zangenangriff“ seitens der KPdSU-Führung ab Ende der 70er Jahre	321
„Russen und sonstige Sowjetbürger“ – Über sowjetische Nationalitätenpolitik nach dem Zweiten Weltkrieg	337

Fünftes Kapitel

ROTER STERN UND WEITE WELT

Über sowjetische Außenpolitik

Einleitende Sätze zur sowjetischen Außenpolitik der Jahre 1979/80 und zum globalpolitischen Stellenwert der sogenannten „Mittelmächte“	343
Junge Nationalstaaten und sowjetische Nachkriegsdiplomatie	346
Das westeuropäische „Glacis“	352
Japan und Indien – Die „halben Großmächte“ vor der sowjetischen „Hintertür“	370

INHALT

Die „sozialistische Staatengemeinschaft“ und der „Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe (RGW)“	383
---	-----

Sechstes Kapitel

SUMMA SUMMARUM

Versuch einer Zusammenfassung	395
-------------------------------------	-----

Nachwort	407
-----------------------	-----

Danksagung	411
-------------------------	-----

„Geschichte‘ ist etwas, das alle menschlichen Regungen und Reaktionsmuster umfasst. Sie ist somit ein ‚immerwährender Roman‘, zudem interessanter als jeder andere, da sie tatsächliches Geschehen zum Inhalt hat.

Zudem vermittelt sie uns viel moralischen Trost – denn sie verdeutlicht, dass die Menschheit im Verlauf der Jahrhunderte, alles in allem, weiser geworden ist.“

Christopher Clark
Britischer Historiker, Cambridge

Erstes Kapitel

KURSANTENLEBEN

Im Moskau der Jahre 1979/80

Eine überraschende Offerte

Im Vorfrühling des Jahres 1978 wurde mir – ohne nähere Erläuterung – aus der Abteilung „Gesundheitspolitik“ im ZK der SED eine Einladung nach Berlin übersandt, zu Genossen Dr. Hering, dem damaligen Leiter dieser Abteilung.

Man erwartete mich also zum vorgegebenen Termin um etwa 14.00 Uhr im „grauen Haus“, gelegen im Zentrum Berlins. Einst hatte dort die Deutsche Reichsbank ihren Sitz, heutzutage residiert in dem Gebäude der Außenminister der Bundesrepublik. Ich hatte in der Vergangenheit von solchen Einladungen gelegentlich gehört, war persönlich jedoch noch nie einer solchen Ehrung teilhaftig geworden. Bei jüngeren Hochschullehrern – wie mir – war es dabei vor allem um diverse Arrangements im Zusammenhang mit einer seitens unserer „zentralen Organe“ vorgesehenen Berufung auf ein akademisches Ordinariat gegangen. Meine Habilitation lag mittlerweile 9 Jahre zurück, und in dieser Zeit hatte es in meinem Fachgebiet in unserem Staat eine ganze Serie von Lehrstuhl-Berufungen gegeben. Doch um mich schien man in dieser Frage beharrlich einen großen Bogen zu machen – inzwischen waren auch erheblich „Habitations-Jüngere“ zum „Ordentlichen Professor“ meines Fachgebietes berufen worden, vorzugsweise engagierte jüngere Damen. Selbstverständlich veranlassten mich solche Vorgänge immer wieder zu nachhaltigem Grübeln.

Ich hatte in den 9 Jahren seit meiner Habilitation auch außerhalb unserer Staatsgrenzen manche fachliche Beachtung erlangt, hatte zwei Gastprofessuren im Irak absolviert, war auch von meiner heimatlichen Rostocker Medizinischen Fakultät im Jahre 1975 mit einer „Außerordentlichen Professur“ bedacht worden – doch wenn es wieder einmal um die Besetzung eines bei uns in der DDR frei gewordenen Lehrstuhls ging, war mir im Zuge der „letzten Entscheidungsfindung“ seitens der ausschlaggebenden Berliner Instanzen immer wieder jemand anders vorgezogen worden. Wie auch immer – möglicherweise deutete sich jetzt eine Aufhebung dieses „Dauer-Wartestandes“ an.

Er hing augenscheinlich mit meinem männlichen Habitus zusammen, vermutlich auch mit meiner sozialen Herkunft. Meine Eltern waren Schullehrer, dereinst weder in der Arbeiterbewegung noch im antifaschistischen Widerstand aktiv. Mein Vater war gar Mitglied der „National-Demokratischen Partei Deutschlands“, einer der sogenannten „Blockparteien“ der DDR. Und ich entstammte auch nicht der dünnen Schicht akademischer oder politischer Würdenträger aus den Zeiten der Weimarer Republik, die zu DDR-Zeiten ebenfalls „kaderpolitisch“ stets als „besonders interessant“ eingeordnet wurden.

Angesichts meiner „kaderpolitischen Gegebenheiten“ musste man damals in fachlichen Belangen außerordentlich erfolgreich sein, wollte man eines Tages die auch unter sozialen Aspekten überaus attraktive Position eines „Ordentlichen Professors“ erlangen. Nun – vermutlich durfte ich mir jetzt reale diesbezügliche Hoffnungen machen.

Ich fuhr also am besagten Tag recht frohen Mutes und in gespannter Erwartung nach Berlin, mit unserer „Deutschen Reichsbahn“, 1. Klasse. Dr. Hering empfing mich höflich, ruhig, sachlich, wenngleich erkennbar distanziert. Es war die gleiche dezente Distanziertheit, die ich später bei diversen anderen Vertretern der obersten Etagen in der Partei-Hierarchie der SED erlebte. Hering war mir damals aus einigen gelegentlichen Besuchen bei uns in Rostock flüchtig persönlich bekannt. Sein Interesse galt damals insbesondere dem international bekanntesten Ordinarius unserer Medizinischen Fakultät, Prof. Dr. med. habil., Dr. h.c. mult. Klinkmann. Horst Klinkmann koordinierte damals DDR-weit alle zum Oberthema „Künstliche Organe und Organ-Ersatz“ laufenden wissenschaftlichen Aktivitäten. Die internationale Aufmerksamkeit erregenden Erfolge der Rostocker Universitätsmedizin auf diesen – und manch anderen – Forschungsgebieten haben uns in den 70er und 80er Jahren eine Serie von DDR-Nationalpreisen und andere hohe Ehrungen eingebracht, wesentlich zum guten Ruf der DDR-Medizin beigetragen. Als zeitweiliger verantwortlicher Direktor aller medizinischen Forschungs- und Entwicklungsarbeit an der Universität war ich – in gewissem Sinne – an diesen Erfolgen „nicht völlig unbeteiligt“ gewesen.

Aber mit mir hatte Dr. Hering bei seinen Rostock-Aufenthalten immer nur „Orientierungsgespräche“ geführt, sich stets sehr bald mit den an den betreffenden Projekten unmittelbar Arbeitenden zurückgezogen. Und tatsächlich wurde oft nach einer solchen vertraulichen Unterredung manche aufwändige apparative Anschaffung zügig bewilligt,

nachdem sie durch lokale Konkurrenz-Bükratien zuvor hartnäckig blockiert worden war.

Ich hatte also dereinst gute sachliche Gründe, das auch mich gelegentlich brüskierende Verhalten des mächtigen Mannes aus Berlin sehr gelassen hinzunehmen.

Als ich mich nun bei ihm nach kurzer Begrüßung auf einem bequemen Stuhl niedergelassen hatte, eröffnete er das Gespräch mit einigen anerkennenden Bemerkungen zum wissenschaftlichen Niveau der Rostocker Universitäts-Medizin, bemerkte scheinbar beiläufig, dass sogar „der Chef“ – gemeint war Erich Honecker – ihn einige Male zum Rapport über die „Rostocker Medizin-Forscher“ einbestellt habe. Eine solche Gesprächseröffnung sollte mir wohl signalisieren, im Verlauf meines Besuches mit persönlich recht Bedeutsamem konfrontiert zu werden. Die nächste von meinem Gastgeber initiierte Gesprächswendung schien das zu bestätigen.

„Ich weiß sehr wohl, lieber Genosse Akkermann“ – die Anrede als Genosse ersparte Parteifunktionären die Berücksichtigung eines Professoren-Titels –, „dass Sie mit Ihrer persönlichen Berufslaufbahn nicht ganz zufrieden sein können. Sie müssen sich, vor allem in den letzten Jahren, öfters übergangen gefühlt haben, wenn wieder einmal die Neubesetzung eines Lehrstuhls Ihres Faches vollzogen wurde. Im Vertrauen – Sie standen schon 1973 zum ersten Male ‚primo loco‘ auf einer Berufungsliste, und dann immer wieder. Aber politische Motive, die nichts mit Ihrer fachlichen Eignung oder persönlichen Integrität zu tun hatten, führten stets zu einer Entscheidung, die wieder einmal an Ihnen vorbeiging. Gewiss, Ihre hartnäckige Gradlinigkeit hat Ihnen auch in unserem Hause“ – gemeint war das ZK-Gebäude – „nicht nur Freunde erbracht. Das Sie in Ihrem persönlichen Fortkommen nachhaltig behindernde, immer wieder zurückwerfende Element war aber insbesondere die zu Beginn der 70er Jahre bei uns halboffiziell eingeführte Frauenquote bei Berufungen auf akademische Lehrstühle. Nicht nur ich habe zu diesem kaderpolitischen Steuerungs-Instrument als Wissenschaftler eine sehr gespaltene innere Einstellung, denn in Folge der dadurch bedingten Entscheidungen, der von uns geforderten rigorosen Einhaltung dieser Linie ergeben sich unvermeidbar oft nachhaltige negative Konsequenzen für die zügige Qualifizierung der Wissenschaftslandschaft in unserem Staat, sehr konkret und personenbezogen.“

Sie werden mir nachsehen, dass ich dieses leidige Thema hier – auch Ihnen gegenüber – nicht weiter vertiefen möchte.

Die Idee hierzu stammt keineswegs – zumindest nicht in der gegenwärtig eingeforderten absoluten Form – aus dem umfänglichen Werk von Marx und Engels, sondern ihr derzeitiger Stellenwert in der DDR ist letztlich ein Resultat bestimmter sozialpolitischer Entwicklungen in Westeuropa. Die ‚Frauenquoten-Idee‘ ist etwa 1968, von der Bundesrepublik kommend, zu uns herübergeschwappt, hat sich dann sehr schnell, speziell in unseren Gewerkschaften, festgesetzt. Auch aus weiteren, z. B. außenpolitischen Gründen ist sie mittlerweile ein festes Element unserer Sozialdoktrin geworden.

Was es die Berufungen auf medizinische Lehrstühle anbelangt, macht man heutzutage mich persönlich seitens des Politbüros dafür verantwortlich, besagte Frauenquote durchzusetzen. Das ist wahrlich sehr schwierig, vor allem deshalb, weil sich das Angebot hochqualifizierter und habilitierter Ärztinnen bei uns immer noch in engen Grenzen bewegt, vor allem in den klinischen medizinischen Disziplinen.

So ist es gekommen, dass vorzugsweise die Hygiene-Fächer, insbesondere Sozialhygiene, Sozialmedizin, Epidemiologie vorhalten mussten, um die zentralen Vorgaben betr. Frauen-Quote bei medizinischen Ordinariatsberufungen zumindest näherungsweise zu erfüllen. Manch eine erst vor kurzer Zeit habilitierte jüngere Frau konnte sich dann über den für sie erfreulichen, überraschenden Karriere-Sprung freuen, verschiedene Männer mussten zur gleichen Zeit mit einem in ihrem Inneren aufkommenden Gefühl der Verbitterung, der ungerechtfertigten Zurücksetzung kämpfen. Mir ist das alles gut bekannt – nur, eine andere Handlungsalternative ergab sich leider in allen diesen Fällen nicht.

Bei Ihnen, Genosse Akkermann, ist das alles besonders krass. Wie mir meine speziell mit Auslandskontakten befassten Mitarbeiter wiederholt berichtet haben, sind Sie in Sonderheit bei unseren sozialistischen Freunden dank Ihres Renommées als ‚Säuglingssterblichkeits-Bekämpfer‘ eine weit bekannte Persönlichkeit schon seit längerem. Vor kurzem hat mich unser Gesundheitsminister darüber informiert, dass die stellvertretende Gesundheitsministerin der Sowjetunion ihn gebeten hat, Sie für einige Wochen zu einem Arbeitsaufenthalt in ihr Ministerium zu delegieren.

Was aber Ihre Einladung zu unserem heutigen Gespräch letztlich ausgelöst hat, war eine Bitte des Europäischen Regionalbüros der Weltgesundheitsorganisation – unterzeichnet persönlich von Regionaldirektor Prof. Dr. Caprio – Sie zu einem vierjährigen Einsatz als Abteilungsleiter an die WHO zu überstellen, eingedenk Ihrer außerordentlichen epide-

miologischen Expertise zur Säuglingssterblichkeits-Problematik. Das im Wesentlichen in Ihrer Regie in den 60er Jahren im Bezirk Rostock entwickelte System zur Erfassung, Evaluierung, sowie diverser straff organisierter, aufeinander abgestimmter Maßnahmen zur Risiko-Minimierung für unsere jüngsten Erdenbürger, von uns dann in den 70er Jahren DDR-weit übernommen, ist inzwischen seitens der Weltgesundheitsorganisation als im globalen Maßstab beispielgebend anerkannt worden und wird allen WHO-Mitgliedern zur umfassenden Nachnutzung empfohlen.

Was soll ich als für unser Gesundheitswesen politisch Verantwortlicher dazu sagen? Auf jeden Fall entnehme ich solchem großen Interesse an Ihnen, dass man einen inzwischen keineswegs mehr sehr jungen Mann wie Sie – allen Frauen-, Sozialgruppen- und sonstigen Quoten zum Trotz – nicht in seiner jetzigen, ihn krass unterfordernden Position weiter ‚versauern‘ lassen darf.

Und so habe ich kürzlich Ihren Fall bei der anstehenden turnusmäßigen Aussprache mit dem ‚Chef‘ zur Diskussion gestellt. Inzwischen liegt seine Bestätigung für Ihre direkte Aufnahme in die zweithöchste Stufe unserer zentralen Kadernomenklatur vor.

Wie Sie vermutlich wissen, hat unsere Partei nach sowjetischem Vorbild ein Kadernomenklatur-System entwickelt, mit dessen Hilfe wir qualifizierten Nachwuchs für alle wesentlichen Führungs- und Leitungspositionen in unserem Staat sichern. Sie gehören also bei Überspringen verschiedener Zwischenstufen jetzt zu jener zahlenmäßig sehr überschaubaren Gruppe, aus der stellvertretende Minister und ihnen gleichrangige Führungspersönlichkeiten im Bedarfsfall ausgewählt werden.

Über unsere Reaktion auf die WHO-Offerte ist noch keine Entscheidung getroffen worden. Vorgesehen ist indessen die umgehende Einrichtung eines zweiten Lehrstuhls Ihrer Fachrichtung an Ihrem Rostocker Heimat-Institut und Ihre Berufung auf diesen Lehrstuhl, damit Ihnen – ungeachtet zeitweiliger Einsätze andernorts – ein solider fachlicher und arbeitsrechtlicher Status stets gesichert bleibt. Und natürlich können Sie davon ausgehen, dass Ihnen umgehend die Annahme der Ihnen aus den USA angebotenen Gastprofessur gestattet werden wird, obwohl einer Ihrer speziellen ‚Freunde‘ wieder einmal seine vorgeblich schweren Bedenken gegen einen solchen durch Sie zu absolvierenden Auslandseinsatz termingerecht und nachhaltig an zuständiger Stelle zum Ausdruck gebracht hat – überdurchschnittlich erfolgreiche Persönlichkeiten erwecken nun einmal keineswegs überall nur Sympathien!

Ich hoffe sehr, dass dies alles Ihre Zustimmung finden wird, wovon Sie mich bitte im Verlauf der nächsten Woche telefonisch informieren wollen. Können Sie, aus welchen Gründen auch immer, unseren Vorstellungen nicht folgen, hätte ein solches Verhalten für Sie mit Sicherheit keine direkten unangenehmen Konsequenzen – doch andererseits wird es sicherlich Ihr Verständnis finden, dass Sie in einem solchen Fall mit einer anderweitigen Besetzung des neuen Lehrstuhls an Ihrem Institut rechnen, sich bis zu Ihrer Emeritierung in etwa 20 Jahren mit der gewiss sehr ehrenhaften Position eines ‚Außerordentlichen Professors‘ bescheiden müssten.

Und noch etwas: Im Falle Ihres Einverständnisses mit dem Ihnen soeben Eröffneten würden wir es gerne sehen, wenn Sie den Jahreskursus der Moskauer Akademie für Gesellschaftswissenschaften im Verlauf des Studienjahres 1979/80 absolvieren würden. Sie erhalten dadurch Einblicke in Sachverhalte, die wir in unseren Medien nicht näher zu erörtern pflegen, sichern sich für die mit großer Wahrscheinlichkeit – früher oder später – auf Sie zukommenden nachhaltigen internen politischen Diskussionen rechtzeitig eine angemessene statuarische Position.“

Mir ist erinnerlich, dass ich nach dieser mich geradezu „erschlagenden“ Gesprächs-Eröffnung eines mit einem Minister unseres Staates zumindest gleichwertigen, hohen Partei-Funktionärs regelrecht benommen war, ihm selbstverständlich zusagte, mich – wie erbeten – im Verlauf der nächsten Tage zu seinen mich gewiss sehr auszeichnenden Avancen telefonisch verbindlich zu äußern.

Es gab dann, nachdem ich mich wieder ausreichend gesammelt hatte, noch ein etwa halbstündiges Geplauder zwischen uns, bei welchem ich von Hering ziemlich eingehend über meine deutschbaltische Herkunftsfamilie und meine derzeitige familiäre Situation ausgefragt wurde, mein Gesprächspartner sichtlich um das Ablegen seiner zunächst recht kühlen Ausstrahlung bemüht war, die Anbahnung eines „persönlichen Drahtes“ zu mir versuchte.

Es ist hier nicht die richtige Stelle, auf alle Details und Vorgänge einzugehen, die sich nach diesem für mich bedeutenden, in gewisser Hinsicht meinen weiteren Lebensweg vorzeichnenden Berliner Gespräch ergaben, nachdem ich Dr. Hering – nach einer intensiven häuslichen Aussprache über das nunmehr auch als Familie vermutlich auf uns Zukommende – mein Einverständnis zu seinen mich betreffenden Absichten erklärt hatte.

Nur soviel – der WHO-Einsatz zerschlug sich letztendlich, doch die USA-Gastprofessur, an der „State University of North Carolina at Chapel Hill“, konnte ich im Sommer 1978 tatsächlich wahrnehmen. Und zum 1. 9. 1979 erhielt ich auch meine Berufung zum „Ordentlichen Professor“, d. h., zum Ordinarius für Sozialhygiene in Rostock. Mitte Januar 1979 bat man mich zu einem mehrmonatigen Sprach-Intensivkurs für Russisch, und Ende August trat ich meine Reise zu dem bei meinem vorjährigen ZK-Besuch annoncierten „Jahreskurs an der Akademie für Gesellschaftswissenschaften“ an, setzte mich also in ein Flugzeug unserer „Interflug“ und flog nach Moskau.

Dieser Aufenthalt und der dort uns vermittelte Lehrstoff sind der Hauptgegenstand der nachfolgenden Darlegungen.

Angekommen in Moskau

Ich begab mich damals nicht zum ersten Mal in die sowjetische Hauptstadt. Meine erste Moskau-Visite hatte ich bereits 7 Jahre früher gemacht, im Frühsommer 1972. Sie war „perinatologisch“ begründet gewesen.

Wenn mich meine Erinnerung nicht trügt, ging es dabei vor allem um einen eingehenden Vergleich der staatlichen Erfassungs-Methodik des Totgeburtengeschehens, im Interesse des Erreichens einer höchstmöglichen Vergleichbarkeit der in der UdSSR und der DDR von den zuständigen staatlichen Stellen statistisch erarbeiteten offiziellen Totgeborenen-Quoten. Damals lag das Ende des großen Krieges zwischen Deutschen und Russen erst 27 Jahre zurück.

Ich wurde daran bereits bei meiner Taxi-Fahrt vom neu eröffneten großen nordwestlichen Flughafen Moskaus, „Scheremetjewo 2“, zu meinem Hotel im gleichnamigen Bezirk der Riesenstadt erinnert, als wir das große Mahnmal am Punkt des weitesten Vordringens deutscher Panzerverbände im Spätherbst 1941 passierten. Der neue Flughafen war demnach auf einem Gelände entstanden, das in jener schlimmen Zeit von der Deutschen Wehrmacht kurzzeitig hatte erobert werden können, während das jetzt mit großen Häuserblöcken bebaute Areal des eigentlichen Stadtbezirkes die vorderste, nie durchbrochene sowjetische Frontlinie gebildet hatte.

Nicht nur anlässlich meiner fachlichen Kontakte mit Medizinal-Statistikern und „Public-Health“-Wissenschaftlern, auch bei meinen abendlichen Gesprächen mit einheimischen Gästen schlichter, preiswerter Gaststätten, in denen ich während jenes ersten Moskau-Aufenthaltes meine tägliche Hauptmahlzeit einzunehmen pflegte, spürte ich immer wieder, wie sehr sowohl die Traumen des brutalen und dramatischen Krieges in den 40er Jahren, als auch der unstrittig gewaltige machtpolitische und ökonomische Aufschwung im Vierteljahrhundert nach Kriegsende die gesellschaftlichen Grundüberzeugungen der allermeisten damaligen Moskowiter geprägt hatten.

Das war bei den alteingesessenen Russen wohl am deutlichsten zu spüren, aber auch bei den meisten Angehörigen anderer sowjetischer Völkerschaften. Allerdings glaubte ich bereits damals bemerkt zu haben, dass die wenigen Balten, denen ich damals begegnet bin, mir beim Bekanntwerden meiner deutschen Herkunft aus dem Wege zu gehen trachteten, in krassem Gegensatz zu den genuinen Russen. Wenn ich im Gespräch mit ihnen auf die Frage meiner Residenz – ich sprach mein dürftiges Russisch mit einem in sowjetischen Landen sehr ungewohnten hochdeutschen Akzent – mit „Germanskaja Demokratitscheskaja Respublika“ geantwortet hatte, wurde ich fast immer in eine mindestens halbstündige Konversation gezogen.

Und so merkte ich sehr bald – wir Deutschen waren für die Russen, trotz brutalem Krieg und katastrophaler Niederlage, ein ungemein interessantes Volk geblieben, mit bestaunten ungewöhnlichen Talenten, aber auch einer rätselhaften Janusköpfigkeit, zur ungewöhnlichen geistigen Leistung ebenso fähig wie zu schäbigem Wortbruch und unerträglichen Allüren neigend.

Natürlich hatte damals noch jeder Russe das Stalin-Wort verinnerlicht, wonach die Zukunft Europas für absehbare Zeit entscheidend vom wechselseitigen Verhältnis zwischen Deutschen und Russen abhängen dürfte – die tiefe Träumerei von der eines Tages in einer staatlichen Union sich erfüllenden Verbrüderung aller Deutschen und aller Russen war im Jahre 1972 in den Köpfen sehr vieler Russen noch keineswegs ausgeträumt. Wie schon angemerkt – die deutsche Kapitulation am 8. Mai 1945 lag in jenem Frühsommer gerade knappe 27 Jahre zurück, die Generation der Jahrgänge 1910 – 1925, im Zweiten Weltkrieg das Gros der russischen Frontkämpfer stellend, befand sich damals noch größtenteils im alltäglichen Berufsleben, beherrschte weitgehend die allgemeine gesellschaftliche Szene.

Der große kriegerische Konflikt mit Deutschland war das prägende Lebensereignis dieser Menschen gewesen, dürfte es bis an ihr inzwischen vermutlich mehrheitlich eingetretenes Lebensende geblieben sein.

Auch wenn ich mich im Jahre 1972 nur 10 Tage lang in Moskau aufgehalten habe, gewann ich in dieser kurzen Zeit einen plastischen Eindruck vom inneren Charakter des sowjetischen Riesenreiches, und einen recht präzisen speziellen von seiner Hauptstadt.

Was einem beim ersten Besuch einer bislang fremden großen Stadt als Erstes „ins Auge fällt“, ist im Allgemeinen das Straßenbild – der dort

fließende Verkehr, die Fußgängerströme, die Bebauung der Hauptstraßen, nicht zuletzt der Straßenbelag und die Qualität der Gehsteige. Ich erinnere mich noch gut daran, wie ich mich nach meiner damaligen Moskau-Ankunft in meine frühe Jugend zurückversetzt fühlte, in die späten 40er und frühen 50er Jahre. Der sehr überschaubare Auto-Verkehr auf Moskaus breiten Magistralen wurde von fast anheimelnd wirkenden älteren PKW-Modellen dominiert und von oft noch bejahrteren Lastkraftwagen. Auf den von gewaltigen Fußgängerströmen bevölkerten Gehsteigen sah ich durchweg sauber und ordentlich, aber sehr schlicht gekleidete Menschen, wie ich es dereinst zu Hause nach dem Überstehen der schlimmsten Katastrophenzeit bis etwa 1947 erlebt hatte.

Die bei unserer deutschen Damenwelt in den Jahren um meinen ersten Moskau-Besuch aktuell gewordenen Hosen- und Minirock-Moden begannen sich damals an der Moskwa erst äußerst zögerlich durchzusetzen – man trug, auch für die jüngere Generation traf das fast ausnahmslos zu, allenthalben in der warmen Jahreszeit noch die züchtigen mittellangen Röcke oder leichten Sommerkleider meiner vor dem ersten Weltkrieg geborenen Elterngeneration.

Dennoch – in Moskau spürte man damals schon als neuer Gast vom ersten Besuchstag an die beeindruckende Ausstrahlung einer imposanten Metropole, der Hauptstadt eines mächtigen und großen Landes. Ihre gute Atemluft, insbesondere, spürte man sofort. Moskau war 1972 schon überwiegend fernbeheizt, und in den engen, in ihrer Mehrzahl extrem überbelegten Wohnungen der sich weiterhin rapide vermehrenden vielgeschossigen Wohnblocks kochte man damals überwiegend mit elektrischem Strom – den Emissionswerten kam das nachhaltig zugute.

Unvergesslich sind mir auch die durch mächtige Sprühfahrzeuge besprengten Asphaltdecken im Moskauer Stadtzentrum geblieben, an den sehr schnell heiß gewordenen Spätfrühlingstagen des Jahres 1972. Natürlich trockneten die besprühten dunklen Flächen sehr schnell wieder ab, doch der Straßenstaub blieb weggespült, und – von den Fußgängern an den heißen Tagen sehr dankbar registriert – das Verdampfungs-geschehen bewirkte eine zumindest kurzzeitige deutliche Abkühlung der Luft über den Gehsteigen links und rechts der besprengten Fahrbahn. Vor allem war es aber das eigenartige, von wohl allen Passanten angenehm empfundene Odeur, das unmittelbar nach der Besprengungs-Zeremonie für kurze Zeit über dem Asphalt waberte. Es weckte bei mir – paradox, doch wahr – damals Erinnerungen an herbstliche Spaziergänge

an sturmgepeitschten Ostseestränden, die ich schon in früher Kindheit als belebende Naturereignisse zu schätzen gelernt hatte.

Alles in allem war es sicherlich letzten Endes vor allem die gewaltige Dimension des urbanen Geschehens, die in Moskau fast jeden Zugereisten beeindruckte. Auch „unser“ Berlin – d. h., der östliche Teil der einstigen deutschen Reichshauptstadt, der jetzt als „Hauptstadt der DDR“ firmierte – schrumpfte angesichts eines Vergleiches mit Moskau auf das Niveau einer freundlich-beschaulichen Mittelstadt.

Dabei wäre es eine krasse Fehlinterpretation des Empfindens gewesen, das Moskau jener Zeit als „elegant“ zu bezeichnen, „imposant“ war dagegen ein unbedingt zutreffender Terminus – ich erlebte die vielen Grünanlagen in einem fast mustergültigen Erhaltungszustand, den zahlreichen Denkmälern begegnete man überall mit gebührendem Respekt, die Fassaden der großen, zumeist in der Zarenzeit oder in den 30er Jahren errichteten Häuser im Zentrum machten keinesfalls einen maroden Eindruck. Überall sah man „reichlich Personal“, das mit der Pflege des Ganzen beschäftigt war, zumeist mit Werkzeugen, die dereinst schon unseren Urgroßeltern bekannt gewesen waren. Wie auch immer – die offenkundig sehr straff ihres Amtes waltende kommunale Obrigkeit der Stadt Moskau duldete „in keinster Weise“ das Entstehen irgendwelcher Schmutzecken oder Schandflecken auf dem Areal der stolzen Hauptstadt des Sowjetreiches.

Dem lag sicherlich das energisch durchgesetzte Bestreben zugrunde, einen jeglichen seine zentrale Metropole besuchenden Sowjetbürger aus den Weiten des teilweise noch durch archaische Existenzbedingungen gezeichneten Riesenreiches mit nachhaltigem Stolz zu erfüllen, und mit dem Bewusstsein, Bürger eines mächtigen, „auf dem richtigen Wege“ befindlichen Staates zu sein. Und von jedem Ausländer, der Moskau besuchen sollte, von vorneherein einen nachhaltigen Respekt abzufordern.

Ein unbestrittener urbaner Glanzpunkt Moskaus ist auch heutzutage seine U-Bahn, die „Metro“. Man hatte mit ihrem Bau noch vor dem Zweiten Weltkrieg begonnen, ihn dann über die Jahrzehnte hin fortgesetzt. Dabei orientierte man sich dereinst bei der Anlage des Streckennetzes – wie mir von Moskauern wiederholt versichert wurde – vor allem am Beispiel der deutschen Reichshauptstadt Berlin. Vom „Roten Platz“ und der alten Kreml-Festung strahlenförmig ausgehend, wurden auf diese Weise, nach und nach, die peripheren Stadtbezirke mit einer

direkten, relativ kurze Fahrzeiten besitzenden Verbindung zu der eigentlichen zentralen City Moskaus ausgestattet.

Zeitgleich wurde – nach Berliner Beispiel – das gesamte Zentrum weiträumig durch eine Ring-Linie umfasst. Für den inneren Stadtbereich erbrachte diese Verkehrslösung schließlich, dass man innerhalb des Ringes von fast jedem beliebigen Punkt mit einem maximal 15-minütigen Fußmarsch eine Metro-Station erreichen konnte, sich die Aufrechterhaltung anderer öffentlicher Verkehrsmittel angesichts eines dichten Netzes von Metro-Stationen für diesen Bereich weitgehend erübrigte.

Vor allem die noch bis 1941 bzw. kurz nach dem Krieg fertiggestellten Stationen präsentierten sich als prachtvolle Unikate, teilweise geradezu als unterirdische Verkehrs-Paläste. Weitgehend durch Marmor- oder andere polierte Naturstein-Platten ausgekleidet, durch kunstvolles meisterhaftes Maurerwerk überwölbt, mit bemerkenswerter Fresken-Malerei, gelegentlichen farbenprächtigen Mosaikbildern oder – was es insbesondere die Beleuchtungskörper anbelangte – durch Applikationen aus den Werkstätten renommierter Kunstschmiede geschmückt, lud jede dieser „alten“ Stationen den auf dem Bahnsteig Verharrenden zu meditativem Sinnen ein.

Man hatte sehr darauf geachtet, solchen architektonischen Kunstwerken nicht durch unbedachte, abstumpfende Wiederholungen einen Teil ihrer ästhetisch-mentalen Ausstrahlung zu nehmen. Die Gestaltung einer jeden dieser Stationen war unter ein besonderes Oberthema gestellt worden, wobei – die allgemeine politische Atmosphäre der 30er Jahre und des Zweiten Weltkrieges wirkten spürbar nach – auch sehr viel plakativer Heroismus breit zelebriert wurde. In den 50er, insbesondere dann ab den 60er Jahren hatte man sich im Moskauer U-Bahn-Bau von solcher „Kathedralen-Motto-Philosophie“ zunehmend abgewandt, die neuen Stationen glichen – mehr und mehr – analogen Einrichtungen in aller Welt.

Dennoch – auf Pflege und Erhalt der unterirdischen Schmuckstücke legte man unverändert großen Wert, wie die gesamte Metro damals einem besonders rigiden Reinigkeits-Regime unterworfen war. Jeder Bahnsteig stand unter ständiger optischer Kontrolle einer „Deschnaraja“, einer gestrengen „Diensthabenden“, die jede sich „daneben“ benehmende Person unverzüglich und unerbittlich zur Verantwortung zog. Beispielsweise wurden erkennbar Angetrunkene, die sich in die unterirdischen Weihstätten leichtfertig gewagt hatten, ohne Ansehen der Per-

son zumindest für den Rest des Betriebstages „einkassiert“ – in alkoholisiertem Zustand war die U-Bahn-Nutzung strikt untersagt! Man wusste solches, rief „im Fall des Falles“ lieber ein Taxi, als sich dem Risiko einer gebührenpflichtigen Übernachtung auf Staatskosten und einer nachfolgenden, sehr rufschädigenden Benachrichtigung des Arbeitgebers über besagten „Vorfall“ auszusetzen.

Höchst rational, funktional, geradezu genial war die Einbringung des jeweils fälligen Fahrgeldes gestaltet. Bei der Moskauer U-Bahn gab es keinerlei Billet oder Fahrschein, weder Kassierer noch Fahrschein-Kontrollleur. Wer dieses epochale Verkehrsmittel benutzen, die Ästhetik der Metro-Stationen genießen wollte, bedurfte hierfür zwingend einer Fünf-Kopeken-Münze – nach meist ziemlich langer Rolltreppenfahrt in die „Unterwelt“ fand man sich, auf dem Niveau der U-Bahn-Röhren angelangt, vor einem Automaten, in den man besagte Fünf-Kopeken-Münze einzuwerfen hatte. War die Münze „echt und gültig“, öffnete sich ein stabiler Sperrmechanismus, gab für eine Person den Weg auf den Bahnsteig frei, schloss sich dann wieder sofort hinter derselben. Konnte man sein mitfahrendes Kleinkind ohne Schwierigkeiten bei der Automaten-Passage auf seinen Arm nehmen, fuhr das Kind ohne Entrichtung eines zusätzlichen Obulus mit; war solches nicht möglich, musste auch für das Kleinkind die Fünf-Kopeken-Standard-Gebühr entrichtet werden.

Einmal in der Unterwelt der donnernden Bahnen und phantastischen Stations-Paläste aufgenommen, konnte man – bei Einhaltung einiger prinzipieller Vorgaben – sich den ganzen Tag dort ohne Entrichtung weiterer Gebühren aufhalten. Allerdings war dabei – beispielsweise – zu bedenken, dass der Erwerb von irgendwelcher „Reiseverpflegung“ nach dem Passieren des Schrankenautomates ausgeschlossen war, ein WC-Zugang sich nur auf bestimmten Stationen anbot usw.

Dennoch – mancher ältere Mensch mit karger Rente, der am Rande der großen Stadt noch in einem altertümlichen Häuschen ohne jeglichen moderneren Wohnkomfort lebte, begab sich zur eisig-kalten Winterszeit alltäglich in die Unterwelt seiner Metro, wo er in angenehm temperiertem Milieu den Großteil des Tages für fünf Kopeken Fahrgeld verbringen konnte. Besagter Fahrpreis war quasi „in Stein gehauen“, da es – dem Vernehmen nach – technisch fast unmöglich war, die Einlass-Automaten auf eine andere Münze, gar auf Geldscheine umzustellen. Man hatte die Automaten dereinst in gewissem Sinne „um die damalige Fünf-Kopeken-Münze herum konstruiert“, dadurch ein „Automat-Münze-

System“ geschaffen, welches nunmehr sowohl der Fünf-Kopeken-Münze als auch dem Einlass-Automaten fast „ewigen“ Bestandsschutz zu garantieren schien.

Ich machte meine persönliche Bekanntschaft mit dem Fünf-Kopeken-Fahrpreis der Moskauer Metro anlässlich meines ersten Moskau-Besuches im Jahre 1972, und als ich 15 Jahre später – also im Jahr 1987 – die sowjetische Hauptstadt zum bisher letzten Male besuchte, galt er immer noch. In diesen Jahren war auch im sowjetischen Riesenreich das Niveau des allgemeinen Bevölkerungs-Einkommens erheblich angestiegen, der Fünf-Kopeken-Fahrpreis für hauptstädtische U-Bahn-Fahrten wahrlich nur noch ein minimaler, höchst symbolischer Obulus.

Übrigens – die aus den Anfangsjahren der Sowjetzeit stammende Konfiguration besagter Fünf-Kopeken-Münze war „physisch“ recht bemerkenswert, ein voluminöser, strammer „Taler“ mit erheblichem Kupfer-Anteil, also keineswegs ein „numismatisches Leichtgewicht“! Und ich habe auch niemals irgendeine Fünf-Kopeken-Sonderprägung gesehen, es gab die sowjetische Fünf-Kopeken-Münze vermutlich tatsächlich ausschließlich in der von den Moskauer Metro-Automaten akzeptierten Prägung.

Seit jenem, meinem ersten Moskau-Besuch im Jahre 1972, waren sieben Jahre vergangen, als ich an einem der letzten Augusttage des Jahres 1979 wieder mit einer „Interflug“-Maschine einschwebte, wieder in Scheremetjewo landete. Im Großen und Ganzen erlebte ich nun Moskau so, wie ich es im Spätfrühling 1972 kennengelernt hatte.

Doch es gab auch verschiedene, mehr oder weniger auffällige Veränderungen. Beispielsweise war der Autoverkehr auf den Straßen spürbar dichter geworden, und der Anteil überalterter Fahrzeugmodelle, insbesondere von bereits „sehr stark in die Jahre“ gekommenen Lastkraftwagen, wesentlich geringer als zu Beginn des Jahrzehnts.

Sehr auffällig war auch, dass sich das Kleidungsverhalten vor allem der jüngeren Menschen erheblich geändert, sehr unserem mitteleuropäischen Mode-Empfinden genähert hatte, bei den jungen Damen noch stärker als bei der jüngeren Männerwelt.

Und noch etwas anderes fiel mir sofort auf – die jüngeren Moskauer waren unzweifelhaft in den letzten sieben Jahren im statistischen Mittel körperlich deutlich größer geworden. Wenn ich bei meinem ersten Moskau-Besuch in der „rush-hour“ mich in einen überfüllten Metro-Wagen drängen musste, überragte ich mit meiner 1,85-Meter Körperlänge im-

mer die ganze Menschenmenge um mich herum um mindestens einen halben, mehrheitlich um einen ganzen Kopf. Dem war nun nicht mehr so! In Sonderheit die um 20 Jahre alten jungen Männer und Burschen waren jetzt sehr häufig um 1,80 Meter groß, und keineswegs selten fand ich mich in der Nähe einer stattlichen Erscheinung, die mir in puncto Körperlänge zumindest ebenbürtig war. Vollwertige, vor allem eiweißreichere Kost in den Jahren ab etwa 1960 begann sich vermutlich damals auch in den körperlichen Formen der Heranwachsenden auszudrücken.

Unsere DDR-Gruppe an der Moskauer Akademie für Gesellschaftswissenschaften umfasste etwa 20 Kursanten, darunter 2 Frauen. Man hatte uns in einem Wohnheim der Akademie untergebracht, direkt neben dem Akademie-Hauptgebäude mit Verwaltung, Klassenräumen und Kantine gelegen. Wir waren zu zweit in „Komplementen“ untergebracht, die jeweils zwei kleine Schlaf- und Arbeitszimmer und einen gemeinsamen Waschraum enthielten. WC und Duschkabinen befanden sich in speziellen Sanitär-Blöcken an den Enden der Etagen-Flure. Manches an diesen Wohnverhältnissen erinnerte mich an meine Rostocker Studentenzeit in den 50er Jahren.

Aus dem vor der Abreise nach Moskau absolvierten Russisch-Intensiv-Kurs kannten wir uns alle bereits, mehr oder weniger gut. Große Altersunterschiede gab es zwischen uns nicht, unser Alter dürfte sich durchweg um die Mitte der 40er Jahre bewegt haben. Jeder von uns konnte auf eine überdurchschnittlich erfolgreiche bisherige Berufslaufbahn verweisen, war in zumindest gehobenen Leitungspositionen angelangt. Inhaber ausgesprochener Spitzenpositionen waren allerdings – von wenigen Ausnahmen abgesehen – bei uns kaum zu finden. Etwa jeder Vierte von uns trug einen akademischen Dokortitel, ich war allerdings der einzige Habilitierte mit einem Professorentitel. Über einen ordentlichen Universitäts- oder Hochschulabschluss verfügte aber ein jeder von uns.

Mit der zeitlichen Distanz von mehr als drei Jahrzehnten glaube ich heute meinen zu dürfen, dass wir allesamt damals ausgesprochen „kopfgesteuerte Persönlichkeiten“ gewesen sind. Wir hatten das Werden und Wachsen der DDR seit ihrem Gründungsjahr 1949 in allen Facetten bewusst erlebt, während der letzten beiden Jahrzehnte – im Rahmen unserer jeweiligen beruflichen Aufgabenstellungen – auch mitgestaltet. Zudem waren jedem von uns auch noch Charakter und Funktionsweise

von Hitlers „realem Nationalsozialismus“, das Wirken solcher NS-Häuptlinge wie Göring, Himmler und Goebbels, die schlimmen Kriegs- und Nachkriegsjahre aus Schulkind- und frühen Jugendjahren noch gut erinnerlich. Wir hatten also allesamt persönliche Erfahrung, teilweise sehr subtile grundsätzliche Kenntnisse hinsichtlich autoritär gesteuerter gesellschaftlicher Systeme, dabei auch die gravierenden Unterschiede von NS-Barbarei und rigidem, doch tendenziell unleugbar konstruktivem DDR-Sozialismus am eigenen Leibe erfahren können.

Die Gemeinsamkeiten unserer Sozialisation formten nun ein ausreichendes Fundament für die uns auferlegte zeitweilige landsmannschaftliche Kohabitation, für eine sachlich-freundliche Zusammenarbeit, bei der sich jedoch langfristige, belastbare Freundschaften kaum entwickelt haben. Wenn erforderlich, stand man sich bei, wir tauschten uns eingehend über die Erfordernisse und Möglichkeiten unserer Lebensgestaltung unter den obwaltenden Umständen aus, verbrachten gelegentlich einen kameradschaftlich-geselligen Abend – doch das war es dann auch...

Es war, z. B., davon auszugehen, dass jedem von uns im Jahre 1978 ein ähnliches „Kadergespräch“ wie mir zuteil geworden war – doch darüber schwieg man sich in der Regel aus! Als „gelernten und studierten DDR-Bürgern“ war zudem wohl einem jeden von uns bewusst, dass in unserer kleinen Gemeinschaft seitens „der zuständigen Organe“ unseres Staates mit Sicherheit bei Zeiten ein subtiles Netz offiziöser vertraulicher Informations-Kanäle geknüpft worden war. Und natürlich waren wir uns – vom ersten bis zum letzten Tage unseres Moskau-Aufenthaltes – auch der ständigen aufmerksamen Beobachtung durch unseren sowjetischen „Gastgeber“ bewusst, wie dies seit jeher für alle ausländischen Kursanten der Akademie zutraf.

In meinem persönlichen Gepäck hatte ich eine umfängliche „breit sortierte“ Reise-Apotheke nach Moskau mitgeschleppt, konnte jedem meiner deutschen Mit-Kursanten bei Unpässlichkeiten und leichteren Erkrankungen nicht nur mit ärztlichem Rat, sondern zumeist auch mit dem geeigneten Medikament aus vertrauter DDR-Produktion sofort zur Seite stehen, was mir innerhalb unserer Gruppe spezielle Anerkennung und einen recht angenehmen persönlichen Status gesichert hat. Hinsichtlich unserer beruflichen Grundausbildung waren wir ein bunt zusammengewürfelter Haufen, ich war jedoch der einzige Arzt mit klinischer Vollapprobation und einer gewissen allgemeinmedizinischen Berufserfahrung.

Unser Tagesablauf war fortan wochentags durch einen straff organisierten Vorlesungs- und Seminarbetrieb bestimmt. Der Vormittag war den „Lektionen“ vorbehalten, am Nachmittag absolvierten wir „seminaristische Übungen“. Jeder ausländischen Kursantengruppe war für die Dauer des Studienjahres ein Klassenraum zugeteilt worden, auch uns Deutschen aus der DDR, wo wir, Primanern gleich, an Zweier-Tischen untergebracht wurden, einen nachfolgend nicht austauschbaren Sitzplatz fanden. In der Regel saßen die Partner der einzelnen „Komplemente“ auch hier zusammen.

Die Dozenten hielten ihre Lektionen in russischer Sprache, wurden von einem bei der Akademie in Lohn und Brot stehenden Dolmetscher in die Landessprache des jeweiligen Auditoriums übersetzt. Für uns ergab sich aus dieser didaktischen Variante mancher Vorteil. Zum einen wurde es uns auf diese Weise sehr leicht gemacht, detaillierte Mitschriften des Vorgetragenen anzufertigen, zum anderen hörten wir uns auf diese Weise von Monat zu Monat besser in das „akademische Original-Russisch“ hinein. Gegen Ende unseres Lehrganges verstanden die Sprachbegabteren unter uns zumeist bereits die russisch vorgetragene „Originalbotschaft“ des Dozenten recht gut, erlebten die durch den Dolmetscher in das Deutsche vollzogene Übertragung nur noch als Ergänzungs- oder Korrektur-Offerte.

Unsere linguistischen Fortschritte hingen sicherlich auch mit dem unermüdlichen Bemühen unserer russischen Sprach-Lektorin zusammen. Sie gab sich wöchentlich an zwei Nachmittagen im Rahmen der „seminaristischen Übungen“ die größte Mühe, uns nun wahrlich nicht mehr als „reifere Jugendliche“ anzusehende Männer und Frauen mittleren Alters mit einem für den Alltagsgebrauch ausreichenden Russisch auszustatten. Man versuchte damals an der Moskauer Akademie eine bestimmte Methode der Sprachvermittlung zu praktizieren, die durch die Gestaltung szenischer Elemente, m. H. der Generierung eines streckenweise geradezu kindisch-fröhlichen Unterrichtsklimas, überdurchschnittliche Perzeptions-Resultate zu erreichen hoffte.

Wir mussten dabei verschiedene russische Scherz- und Kinderlieder lernen, die wir zu Unterrichtsbeginn mit naiver Heiterkeit vorzutragen hatten. Wie in professionellen Theaterschulen wurden uns dann szenische Aufgaben gestellt – z. B. das Fahren in einem überfüllten Metro-Wagen, die erfolgreiche Bewältigung eines umfänglichen Lebensmittel-Einkaufs, eine Pädagogen-Konferenz zur Erarbeitung einer angemessenen Beurteilung eines stets unaufmerksamen Schülers u. s. w. Wir mussten in

kleiner Gruppe für die Gestaltung dieser Szenen „Drehbücher“ entwerfen, schließlich die Szenen vor unseren Mit-Kursanten – als Bestandteil des Seminars – in Russisch zur Aufführung bringen, somit neben der sprachlichen Kompetenz auch unser individuelles schauspielerisches Talent zur Diskussion stellen.

Bei allen größeren oder wiederholten Sprachfehlern mischte sich unsere Lektorin bei diesen szenischen Aufführungen mit einem kurzen korrigierenden Zwischenruf ein. Und wenn die „Bühnenhandlung“ allzu dürftig konzipiert war, bzw. wenn sie endgültig zu stocken drohte, übernahm sie flugs die Rolle einer „unerwarteten Ergänzungsperson“, so dass der szenische Rahmen eine Erweiterung erfuhr, die Handlung eine spontane Fortsetzung erfahren konnte, die „Vorstellung gerettet“ war.

Bei den Seminaren zu gesellschaftswissenschaftlichen Themen ging es, selbstverständlich, ernst und keineswegs so locker-leicht zu, wie beim Russisch-Unterricht. Nach der letzten Lektion zu einem bestimmten Themenbereich wurde – gemäß eines vorher durch die Leitung der Akademie festgelegten Planes – einigen von uns die Aufgabe gestellt, hierzu ein Manuskript für einen etwa 15- bis 20-minütigen Vortrag zu erarbeiten. Es wurden wörtlich ausformulierte Niederschriften im Umfang von etwa 5 bis 6 Seiten DIN A 4 erwartet.

Nachdem besagte Ausarbeitungen auf einem der nächsten Seminare vorgetragen worden waren, stellte der Seminarleiter sie zur Diskussion. Abschließend bewertete er sie vor der Gruppe, ohne jedoch in irgendeiner Form eine Benotung zu formulieren.

Gewiss, das waren keineswegs Aufgaben, derentwegen man schlaflose Nächte bekommen musste – dennoch war hierzu echte Arbeit zu leisten. Und dieses zumal dann, wenn man sich in seiner einstigen akademischen Berufsausbildung mit gesellschaftswissenschaftlichen oder politökonomischen Themen nicht eingehender zu befassen gehabt hatte, z. B. „von Haus aus“ Naturwissenschaftler, Techniker oder – wie ich – Mediziner war.

Jeder von uns hat im Verlauf des Kursantenjahres 1979/80 m. W. fünf solcher Referats-Entwürfe zu Papier bringen müssen. Mir ist gut erinnerlich, dass ich für jede meiner Ausarbeitungen mindestens eine Woche lang die Feierabende und das Wochenende aufwenden musste, im Zusammenhang mit einer philosophischen Arbeit sogar drei Wochen lang Abend für Abend an den Schreibtisch meiner kleinen Kemenate gebun-